

Hans Dieter Osenberg

" Wo uns der Führer hingestellt "

Ansprache am 6. Oktober 2019, Ludwigskirche Saarbrücken

(Zerstörung der Ludwigskirche vor 75 Jahren, Übergabe des Nagelkreuzes von Coventry)

In meiner Familie hat ein Gesellschaftsspiel aus den Kriegsjahren überlebt. Wir spielten es gerne. Es hieß „Bomben auf England“. Die Spielfläche: eine große Landkarte der britischen Insel mit den wichtigsten Städten. Jede Stadt ein Loch mit einer Zahl. An der rechten Seite eine Spannfeder, mit der man kleine Kugeln abschießen konnte. Je nachdem in welcher Stadt sie landete, durfte man sich die entsprechende hohe oder niedere Zahl zugut schreiben. Wer am Schluss die höchste Summe aufweisen konnte, hatte gewonnen.

Und jetzt, gegen Ende meines Lebens, stehe ich hier als Zeuge. Als Zeuge des Kreuzes der Versöhnung zwischen dem bombardierten Coventry und dem bombardierten Saarbrücken. Wem fällt da nicht der Satz vom Ende der Josefsgeschichte in der Hebräischen Bibel ein: „Menschen gedachten, es böse zu machen, aber Gott gedachte, es gut zu machen“?

Nein, Bomben sind kein Spiel. Das musste ich als Junge einer rheinischen Stadt ab 1940 sehr schnell lernen. Nachdem Deutschland die beabsichtigte Invasion Englands mit Bombardements dort begonnen hatte, kam die Vergeltung, besonders ab Frühjahr 1942, mit nächtlichen Flächen-Bombardements auf deutsche Städte Schlag auf Schlag. Nacht für Nacht, teils mehrfach aus dem Schlaf gerissen, in den Keller; Im letzten Kriegsjahr in den nahe gelegenen Bunker, weil uns der Keller zu unsicher ist. Angst und Hetze, Schleppen der Habseligkeiten, die man retten will, und trotzdem morgens um 8 Uhr in die Schule, wo uns die Augen vor Müdigkeit zufallen. Während uns das Geschossfeuer der Flugabwehr eher beruhigt, ist das gleichmäßige Dröhnen der Bomberverbände unheimlich und angsterzeugend. Ende Dezember 1944 stehe ich in den Trümmern meiner Heimatstadt und lebe in einem nur notdürftig bewohnbaren, weithin zerstörten Haus.

Über 300 Flugzeuge waren an dem 17 Minuten dauernden Angriff beteiligt. Von den Bombardierten in Coventry und anderen englischen Städten, mit denen alles angefangen hatte, war natürlich keine Rede.

Aber die Brandbomben, die die Ludwigskirche zerstörten, die Trümmerstraßen meiner Heimatstadt und die Zerstörungen in England, von dem Schlimmen, das danach noch kam, ganz zu schweigen – alles hat seine Ursache in den Jahren 1933 und 1935; Als unsere Voreltern im Reich den braunen Zerstörern der Demokratie zur Macht verhelfen und als den Saarländern zu 90 Prozent die Liebe zu Deutschland wichtiger war, als die Abkehr von einem Diktator, der im Jahr zuvor schon seine erste große Mordserie auf dem Gewissen hatte.

75 Jahre nach den Ereignissen sind die weithin Mitverantwortlichen des Nationalsozialismus und des Krieges schon weggestorben. Zurückgeblieben sind inzwischen Hochbetagte, die damals noch unmündige Jugendliche waren. Für sie hatte Helmut Kohl seinerzeit das Wort von der „Gnade der späten Geburt“ geprägt. Ich habe diese sogenannte Gnade nie gespürt. Im Gegenteil, es ist eine große Belastung, mit jeder historischen Information heute darunter leiden zu müssen, wie schändlich wir missbraucht wurden, uns haben missbrauchen lassen. Blinder Gehorsam und mangelnde Zivilcourage von Eltern und Lehrer und erfolgreiche Propaganda hat uns mitlaufen, mitmarschieren, mitsingen lassen im Strom der Zeit. Aber das können wir wenigstens noch leisten: In einer Zeit, in der das Wort vom eigenen Volk teilweise wieder in Goldbronze geschrieben wird, auf die Warnzeichen aufmerksam zu machen; Als buchstäblich „Gebrannte Kinder“.

Für mich beginnt die rückblickende Scham schon 1938. Am 10. November dieses Jahres fährt meine Mutter mit mir, dem Neunjährigen, und dem jüngeren Bruder nach Düsseldorf. Verwandte hatten uns eingeladen, doch mal an dem dort immer so schönen St. Martinsumzug teilzunehmen. Die Straßenbahn vom Bahnhof aus ist kaum in die Hauptgeschäftsstraße eingebogen, da stockt uns der Atem. Aus Läden und oberen Etagen werden Geschäftsauslagen und Möbelteile herausgeworfen, die bis auf die Straße fliegen, sodass die Bahn zeitweise halten muss. Ich ängstige mich, aber die Kinder werden ermahnt, einfach nicht hinzusehen. Am Abend dann ziehen wir mit unseren leuchtenden Lampions über die Straßen. Immer wieder müssen Berge von Hausrat überstiegen werden, und wir singen natürlich. Das Lied, das wir alle kennen:

„Sankt Martin, Sankt Martin,
am Weg da sitzt ein armer Mann,
hat Kleider nicht, hat Lumpen an.
O helft ihm doch in seiner Not,
sonst ist der bitt're Frost sein Tod.“

Warum sind die Mütter und Väter, an deren Händen doch viele der Kleinen gingen, an diesem himmel-schreienden Zwiespalt zwischen dem frommen Spektakel und dem großen Judenpogrom dieses Tages nicht erstickt? Weil für sie die Juden ungeliebte Fremde waren, die nicht zum deutschen Volk gehörten. Heute, 80 Jahre später, wird hierzulande wieder alle zwei Wochen ein jüdischer Friedhof geschändet und werden Juden auf der Straße angepöbelt.

Das Jahr 1939 bietet dem Zehnjährigen gleich drei große Ereignisse. Im April, an Hitlers fünfzigstem Geburtstag, werde ich pflichtgemäß ins „Deutsche Jungvolk“ aufgenommen, der jüngsten Hitlerjugend-Organisation. Stolz in der neuen Uniform stehen wir im Beisein der Eltern im Festsaal und sagen im Sprechchor die sogenannten „Schwertworte“ auf: „Jungvolkjugen sind hart, schweigsam und treu.

Jungvolkjugen sind Kameraden. Des Jungvolkjugen Höchstes ist die Ehre.“ Und dann schmettern wir gedankenlos die „Hymne der Jugend“:

„Unsere Fahne flattert uns voran,
unsere Fahne ist die Neue Zeit,
wir marschieren für Hitler
durch Kampf und durch Not
mit der Fahne der Jugend
für Freiheit und Brot
...
Unsere Fahne führt uns in die Ewigkeit,
denn die Fahne ist mehr als der Tod.“

Eine ungeheure Geringschätzung des Todes, die wird uns eingepflichtet von Kindheit an. Das braucht dieser Staat, der die Welt bald mit Krieg überzieht.

Das zweite Ereignis 1939 ist der Wechsel zur Oberschule. Das Gymnasium hatte schon gleich 1933 den Namen „Adolf-Hitler-Schule“ erhalten. Die meisten Lehrer haben das Parteiabzeichen am Anzugrevers. Einer kommt gerne in seiner SS-Uniform zum Unterricht. Das „Deutsche Lesebuch“ beschäftigt sich mit germanischen Heldensagen, mit dem „deutschen Arbeiter“ und der „deutschen Mutter“, mit Lyrik von Acker und Scholle, und mit Religionsersatz:

„Die Nacht senkt sich hernieder
und stiller wird die Welt.
Doch morgen steh'n wir wieder,
wo uns der Führer hingestellt.“

Aber die Schule bietet mir bald eine willkommene Betätigung. Schulchor und Schulorchester, unter Leitung des parteiergebenen, organisatorisch hochbegabten Musiklehrers, sind in der ganzen Region bekannt. Zunächst im Chor, dann mit der Violine im Orchester, helfe ich begeistert mit, die unzähligen Feiern auszugestalten. Schulfeiern oder Parteiveranstaltungen, oft ist das schwer zu unterscheiden, mal in Zivil, mal in Uniform. Propagandist einer neuen, nationalsozialistischen Feierlied-Literatur ist ein Freiburger Musikwissenschaftler, der nach dem Krieg seine Hochschullehrer-Karriere in Saarbrücken fortsetzen kann. Seine spezielle Tonsprache, die er fördert, ist das, was seine Kollegen heute als „Nazi-Moll“ bezeichnen. Hymnisch aufgeladene, choralartige Melodien auf Texte vorwiegend mit Blut-und-Boden-Mystik. In solchen Klängen, ergänzt mit alter Barockmusik, können wir geradezu schwelgen. Weihnachtsfeiern, Mütter- und Heldengedenktage, „Deutsche Trauungen“, Namensgebungen – die Bibel kommt nicht vor, aber auf Feierlichkeiten muss keiner verzichten. Wenn wir Weihnachten „Hohe

Nacht der klaren Sterne“ singen und spielen, den braunen Ersatz für „Stille Nacht“, stehen den Leuten die Tränen in den Augen. Den Siegeszug des Nationalsozialismus in das Gemüt der Menschen über die Musik sollte man nicht unterschätzen. Ob man heute, wo sich die Rock-Konzerte der rechten Szene häufen, daraus lernt? Die Tonsprache ist eine andere, Rock und Rap statt Nazi-Moll. Aber ihr jungen Leute, seid auf der Hut! 1942 steht die Kantate „Deutscher Glaube“ auf unserem Programm:

„Nichts kann uns rauben

Liebe und Glauben

zu unserm Land.

Es zu erhalten

und zu gestalten,

sind wir gesandt.

Mögen wir sterben,

unseren Erben

gilt dann die Pflicht,

es zu erhalten

und zu gestalten.

Deutschland stirbt nicht!“

Es ist das Jahr, in dem in Auschwitz die massenhaften Gaskammer-Morde beginnen. Und sich dessen heute bewusst werden, wenn man 1942 mitgesungen hat, soll eine „Gnade der späten Geburt“ sein?!

Das dritte Ereignis 1939 ist der Beginn des Krieges. Aber für einen deutschen Zehnjährigen bedeutet Krieg nichts Schreckliches. Im Gegenteil, jetzt würde man ja selbst spannend miterleben können, was wir bisher nur aus Büchern kennen. Vor allem würden wir ja nun erfahren, dass Deutschland im Gegensatz zu 1914/18 nur gewinnen kann. Und das Lied „Heilig Vaterland in Gefahren“ von Rudolf Alexander Schröder – obwohl er sich selbst längst davon distanziert hatte – wird, wie ein Choral gesungen, unser ständiger Begleiter. Unter diesem Lied mit seiner furchtbaren zweiten Strophe ziehen sie aus der Klasse über uns bald in den Krieg:

„Bei den Sternen steht, was wir schwören,

der die Sterne lenkt, wird uns hören.

Eh' der Fremde dir deine Krone raubt,

Deutschland, fallen wir, Haupt bei Haupt.“

Mitten im Krieg beginnt für mich 1941 der Konfirmandenunterricht. Jetzt, denkt man, müsste doch endlich klar werden, dass evangelischer Glaube und Führerkult sich ausschließen. Aber tut es das wirklich, obwohl wir einen Pfarrer haben, der zum Barmer Bekenntnis steht? Ein Onkel hatte mir zu

Weihnachten das Jugendjahrbuch „Deutscher Wille“ geschenkt. Gleich auf der ersten Seite beginnt es mit einer Huldigung an den Führer:

„Wir haben dir einmal geschworen,
nun sind wir auf immer dein,
wie Bäche im Strom verloren,
münden wir in dich ein.

...

Herzen wie eherne Schilde
haben wir um dich gestellt,
und es ist uns, als hielte
Gott durch dich seine Welt.“

Doch im Konfirmandenunterricht deklamiere ich die erste Frage des Heidelberger Katechismus:

„Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?
Dass ich mit Leib und Seele, beides, im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin.“

Solche schreienden Gegensätze, auch zwischen den gelernten Gesangbuchliedern und den Feiergesängen, im Unterricht auf den Punkt zu bringen, darf sich unser Pfarrer nicht erlauben, ohne mit der Gestapo Bekanntschaft zu machen. Dass kurz vor unserer Konfirmation 1943 die Mitglieder des Widerstandskreises „Die weiße Rose“ hingerichtet werden – wir wissen es nicht. Das Attentat vom 20. Juli im Folgejahr erschreckt uns, aber es löst nichts aus. Wir bangen nach dem Fall von Stalingrad um den sogenannten „Endsieg“, und wir 15/16-Jährigen werden immer mehr zu Ersatzpartnern unserer Mütter, die mit zupacken und mitberaten müssen, weil die Väter Soldaten sind. Als die Alliierten schon auf die deutschen Grenzen zumarschieren, singen wir in unseren Feiern immer noch unverdrossen in hymnischen Tönen:

„Deutschland, heiliges Wort,
du, voll Unendlichkeit,
über die Zeiten fort
seist du gebenedeit.“

Aber ab Herbst 1944 kann niemand mehr den Kopf in den Sand stecken. Nach den großen Ferien lässt man uns nicht mehr in die Schulklassen. Innerhalb von 4 Stunden, so lautet der Befehl, mit Gepäck für mehrere Wochen und einem Spaten auf dem Bahnhof. Es geht ins besetzte Holland, später an den Niederrhein. Einen sogenannten „Panzergraben“ und „Maschinengewehr-Nester“ ausheben. In die müssen wir, wenn die amerikanischen Tiefflieger kommen und schießen, manchmal selbst

hineinspringen. Schwere Erdarbeiten sechs Wochen lang. Und das soll uns noch helfen, den Krieg zu gewinnen? Erste Zweifel nisten sich ein.

Als wir zurückkommen, dauert die Atempause nicht lange. „Wehrtüchtigungslager“ heißt der geschönte Begriff für den Kriegseinsatz mit der Panzerfaust. Der Reichsjugendführer hatte – ein hirnverbrannter Einfall – meinen Jahrgang für diesen Einsatz Adolf Hitler 1945 zum Geburtstag geschenkt. Ich habe den Einberufungsbefehl noch kaum gelesen, da hat die Mutter schon einen kleinen Koffer gepackt und drängt mich, zur Großmutter zu entweichen. Als ein paar Tage später ein Kurier kommt und wissen will, warum ich nicht erschienen bin, redet sie sich mit einer Notlüge heraus. Nur eine nicht mehr ganz funktionierende Organisation rettet sie und mich vor der Verhaftung. Die Mutter meines Freundes ist noch waghalsiger. Sie lässt ihrem Jungen vom Chirurgen ein Bein eingipsen. Kurz vor Torabschluss der erste zaghafte Widerstand in meiner nächsten Umgebung. Als die Amerikaner wenig später das Dorf besetzen, in dem ich lebe, finde ich viele Klassenkameraden unter den Gefangenen, die sie bewachen.

Kann man verstehen, dass gerade meine Generation die maßgeblichen Teilnehmer der Friedensbewegung vor ein paar Jahrzehnten stellte? Kann man verstehen, warum wir jetzt, wo das schon wieder Vergangenheit zu sein scheint, unruhig werden, wenn die neue Verteidigungsministerin, die keinen Krieg kennt, als erstes schon gleich mehr Geld für eine stärkere Aufrüstung fordert? Kann man verstehen, dass bei uns die Alarmglocken läuten, wenn das eigene Volk von vielen wieder heilig gesprochen und fremdes Leid missachtet wird? So, wie wir von den Toten in Coventry oder den Ermordeten in Russland nichts wissen wollten?

Die Ludwigskirche in Saarbrücken oder die Frauenkirche in Dresden – um nur zwei zu nennen – sind in alter Schönheit wieder erstanden. Manchmal denke ich, wir hätten sie als Ruinen, als sichtbare Wunden bis heute dringend gebraucht. Weil wir so geschichtsvergessen, so schuldvergessen sind.

Im April 1945 falle ich in ein tiefes Loch der Orientierungslosigkeit. Zertrümmertes, besetztes Land – noch ohne Kenntnis der großen Verbrechen – das Gift des Nationalismus noch wirksam: da kann das Gefühl von einem Terrorregime befreit worden zu sein, noch nicht aufkommen. Und dass aus dem angepassten Hitlerjungen, der mithalf, das Deutschtum zu feiern, ein fröhlicher Prediger des Evangeliums von Jesus Christus werden könnte, das lag noch in der unverdienten Güte Gottes verborgen.